Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 165 (1892)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-654849

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kranke und Gesunde etwa ein erwünschtes Labsal. Man nimmt entweder die ganzen saubern Früchte, kocht sie so lange mit starkem Zuckerwasser (500 Gr. auf 1 Liter Wasser), bis die Flüssigkeit etwas syrupartig zu werden beginnt. Dann bringt man Alles in Flaschen mit weitem Halse und verkorkt dieselben gut schließend, oder man zerstampft Johannisbeeren, Himbeeren, gekochte Quitten, preßt den entstandenen Brei durch ein starkes Tuch von Leinwand aus, so daß der Saft aufgefangen wird. Hierauf kocht man den Saft mit Zucker (500 Gr. Zucker per 1 Liter Saft) so lange, bis die Flüssigkeit Faden zieht, d. h. einigermaßen dick fließt. Bringt man dieselbe in ein Glasgefäß, so wird sie beim Erkalten ziemlich fest, eine Gelée. Jede Hausfrau wird mit dieser kleinen Kunst gar oft Freude machen.

9. Wein und Most.

Der Wein aus Trauben und der Most aus Obst jeder Art, besonders aus Birnen und Aepfeln, ist Sache der Landwirthschaft und Küferei. Das gehört nicht in den Rahmen unserer Schrift; wir wollen indeß auf den im Jahrgange 1887 befindlichen Artikel verweisen und immerhin bemerken, daß der Keller nicht dumpfig sein darf, Fässer und Hahnen reinlich gehalten sein müssen, wenn Wein und Most nicht schlecht und schimmlig werden sollen. Während der Gährung ist im Keller Luftzug nöthig, damit die entweichende Kohlensäure Abzug erhält und sich nicht ansammeln kann. Kohlensäure ist ein giftiges Gas, welches unter Umständen leicht Erstickungstod verursachen kann.

Kitzliche Frage.

Wenn ein Fürst zwei Leibärzte hat, stehen dann beide im gleichen Range oder ist der eine der Oberleibarzt und der andere der Unterleibarzt?

Glänzendes Zeugniß.

Baron: „Nun, wie sind Sie mit den Fortschritten meines Sohnes zufrieden?“

Hauslehrer: „Ich darf wohl dreist behaupten, Herr Baron, Ihr Herr Sohn überwindet die leichtesten Dinge mit den größten Schwierigkeiten.“

Der Großmutter Photographie.

(Zürcherisch.)

Mis Bild ist da vom Photograph,
Und ich bitrachte 's gnau.
Doch glaub i, 's sägi gwüß ken Mensch,
Das sei e schöni Frau!

Mi Bagge sind so schüli dick,
Und 's Gsicht ist scho so alt!
Und det, wo sust de Mund sett sy,
Hät's nu en lange Spalt!

Es thuet mer leid, scho wäge=n=Eu!
Hett gern e schöners Gsicht!
Doch wüssed er, wie's Sprüchwort heißt:
„Mensch, ärgere dich nicht!“

In Gedanken.

Professor (der sich die Haare schneiden lassen will) beim Coiffeur: „Donnerwetter, ist's hier aber kalt. — Sie erlauben schon, daß ich den Hut aufbehalte!“

Stylmuster.

Wo hatte denn das „Auge“ des Gesetzes seine Ohren?

Nobles Weihnachtsgeschenk.

„Sage, lieber Freund, was hast Du Deiner Frau zu Weihnachten gekauft?“

„O nichts! Ich habe ihr dagegen etwas zu ihrem Geburtstage versprochen!“

Viel verlangt.

Lehrer: „Was hast Du da?“
Schüler: „Nichts!“
Lehrer: „Dann thu's weg!“

Was man für einen Zwanziger bekommen kann.

Viele Leute gibt's — im Bernerland wie anderswo — denen man das Gleiche nachsagen könnte, wie jenem Geizkragen: Er sehe jedem Rappen durch neun Mauern nach und sei hebig wie eine Zange. Für solche Leute ist vornehmlich das kleine Geschichtchen bestimmt, das ich jetzt erzählen werde. Die Andern dürfen's aber auch

lesen. Es ist zwar sehr einfach, aber dafür wahr, und das ist auch ein Vorzug.

Nicht gar weit von Bern liegt eins von den vielen stattlichen Dörfern, die es im Bernerland gibt. In diesem Dorf wohnen arme und reiche Leute zusammen, wie es eben von Alters her der Brauch ist. Zu den Armen gehört auch eine Wittwe, die einen Sohn von etwa 24 Jahren besitzt, eins mehr, eins weniger. Zu dem hat sie oft gesagt: „Gottfried, ich werde alt und kränklich, und da wär es mir lieb, wenn du mir ein braves Söhniswyb in's Haus brächtest; aber weil du arm bist, so mein' ich, es wäre gut, wenn sie etwas mitbrächte an Ackerland und Gut. Wir verdienen kaum das Salz in die Suppe, und die 2000 Franken Schulden sind eine harte Nuß." — So ein Söhniswyb hätte dem Gottfried schon eingeleuchtet, aber der Zusatz gefiel ihm nicht, und mit Grund. Bekanntlich wartet selten ein junger Bursch mit dem Liebhaben eines Mädchens, bis er heirathen kann. Gewöhnlich haben sie in dem Alter schon lang einem Meitschi tief in die Augen gesehen und schwören d'rauf, kein anderes habe hübschere. So war's auch unserm Gottfried gegangen.

Im Dorfe wohnte ein armer Schuhmacher, der sieben Kinder hatte und kaum Brod für drei. Sieben Kinder, Mann und Frau, das gibt gerade neun, und neun gesunde Esser können etwas wegthun, nämlich wenn's da ist, und klagen viel, wenn's fehlt. Nun hätten des Schuhmachers Leute oft gerne etwas weggethan, wenn's dagewesen wäre.

Unter den sieben blühenden Kindern des Schuhmachers war das älteste ein Mädchen wie Milch und Blut. Betheli konnte ohne Weiteres für das schönste Meitschi im Dorfe gelten, wenn auch für das ärmste, und mancher reiche Bursche wehklagte, daß es ihm nicht gleichgewachsen sei an Aeckern und Wiesen, denn auch im Bernerbiet heißt es, drei Aecker und drei dazu geben sechse, mit andern Worten, die Frau müsse doch wenigstens ebenso reich sein, als der Mann, sonst klappe es nicht. Wo aber gar keine Aecker sind, da können auch keine zugebracht werden. So kam's denn, daß ein reicher Bursche nicht mit dem schönen Betheli gehen durfte, weil es ihm nicht gleichgewachsen war. Den Gottfried aber kümmerte das nicht. Er meinte, ihm wäre das brave Betheli auch so recht, und ihre Brävi und Hübschi gelte ihm mehr als ein reiches Weibergut. Das Betheli mochte ihn auch gar wohl, kurz, die Beiden gewannen sich lieb, und wer's wußte, der war überzeugt, sie blieben sich treu.

Als nun die Mutter wieder einmal von einem Söhniswyb redete, sagte Gottfried: „Mutter, eine reiche Erbin krieg' ich nicht, und die ich mag gefällt euch nicht, so werd' ich wohl ledig bleiben müssen."

„Wer ist's denn, Gottfried?" fragte die Mutter. „Meinst, ich könn's aus meinem kleinen Finger saugen, wen du lieb hast?"

„Schuhmachers Betheli", sagte halblaut Gottfried. Die Mutter seufzte tief und sagte: „Das Betheli ist nicht zu verachten, es ist brav und schaffig, aber wie ist's dann mit den zweitausend Franken?"

Da schwieg der gute Gottfried und ging mit schwerem Herzen an sein Tagwerk. — Die Mutter hatte eigentlich schon lang gemerkt, wo es mit Gottfried hinaus wollte; sie mochte es nur nicht sagen. Sie dachte nach und meinte: Der Gottfried wird nur mit dem Betheli glücklich, und eigentlich kann ich nichts wider das Meitschi haben. Wenn nur die 2000 Franken nicht wären! Bei diesen Gedanken blieb's vorderhand, und der Gottfried wurde alle Tage stiller und trauriger. Das drückte der Mutter schier das Herz ab. Da kam an einem Sonntag der Diener des Herrn v. N., eines reichen Patriziers, der ein schönes Gut in der Nähe besaß, und meldete, sein Herr brauche einen Kutscher und wolle absolut keinen andern als den Gottfried, dessen Geschicklichkeit er schon oft bewundert habe. Mit dem Lohn dürfe er zufrieden sein, besonders in so schlechten Zeiten.

Der Diener brauchte nicht viele Worte zu machen. Gottfried sagte zu, und damit war das Geschäft geschlossen. Als sich der Mann entfernt hatte, saßen Mutter und Sohn eine lange Weile still beieinander, ein Jedes in seine Gedanken versunken.

Endlich hebt die Mutter an: „Gottfried, ich sehe schon, du lässest nicht von Schuhmachers Betheli, und ich will euch nicht im Wege sein."

Da hätte nun Einer sehen sollen, wie Gottfried's Augen vor Freude glänzten! Die Mutter aber fuhr fort: „Mit dem, was du dir am Lohn ersparst, kannst du die Zinsen von unserer Schuld zahlen. Ich spare auch, dann können

wir unsere drei Malter Korn verkaufen und so unsere Schulden mindern. Du und Betheli seid noch jung. Du dienst ein paar Jahre, dann könnt ihr euch heirathen. Damit aber das Betheli auch etwas spart, kann es unterdessen nach Bern dienen geh'n."

Daß der Gottfried zu alledem nicht Nein sagte, läßt sich denken. Ohne langes Besinnen ging er bei Betheli's Eltern anfragen, und am Abend wußte es schon das ganze Dorf, daß es wieder zwei Verlobte gebe.

Acht Tage später zog der Gottfried zu seinem Herrn und das Betheli in einen guten Dienst nach Bern, wo es einen reichlichen Lohn erhielt.

Nun rechneten sie aus, was sie sich Alles ersparen könnten, aber auf das Hungerjahr rechneten sie nicht, und auch nicht darauf, daß die armen Schuhmachersleute verhungern müßten, wenn sie nicht Unterstützung empfingen, denn Verdienst war keiner und Hunger viel. Da gab denn Gottfried's Mutter ihre drei Malter Korn dem armen Schuhmacher, und Betheli ihren ganzen Lohn, und brachten sie glücklich durch. Und als sich Betheli und Gottfried sahen, fielen sie sich mit Thränen um den Hals und sagten: „Wir dienen ein Jahr länger!" Die Thränen hatte der Herr im Himmel gesehen und die Worte gehört und verstanden.

Zu dieser Zeit herrschte, wie schon gesagt, eine furchtbare Hungersnoth im Lande, und in Bern namentlich war das Betteln kaum mehr auszuhalten.

In der Stadt wohnte damals ein alter Kauz, der weder Frau noch Kinder, aber erstaunlich viel Geld hatte. Dazu besaß er aber auch ein mildes Herz, und kein wirklich Bedürftiger ging ungetröstet von seiner Thüre weg. Er war aber ein ganz absonderlicher Kauz, der ganz kuriose Grillen im Kopfe hatte. So fiel es ihm einmal ein, sich in Bettlerkleider zu stecken, um zu sehen, ob denn wirklich so viel Barmherzigkeit unter den Menschen zu finden sei. So kleidet er sich in die schäbigsten Kleider, die er nur eben kriegen kann, und stützt sich auf einen Stock, als könne er gar nicht mehr gehen. So stellt er sich auf den Marktplatz an eine Ecke, aber er fordert nichts und sieht blos unter sich. Die ihm jetzt gaben, gaben gewiß gern.

Da steht er eine lange, lange Zeit. Viele kommen und gehen und sehen ihn so demüthig dastehen, aber Niemand denkt daran, dem armen alten Manne etwas zu geben.

Endlich kommt ein Mädchen daher, das einen Korb trägt, um Gemüse für ihre Herrschaft zu kaufen. Als sie den alten Mann sieht, blickt sie ihn mitleidvoll an, aber da viele Leute sich da drängten, geht sie vorüber, sieht aber nochmals zurück, ob er auch noch dastehe, und als gerade bei ihm keine Leute stehen, läuft sie zurück und redet ihn gar freundlich an: „Ihr habt wohl auch Hunger, Alter?"

Er nickt mit dem Kopfe.

Sie greift in die Tasche, zieht ein Stück Brod heraus und reicht es ihm. „Das hab' ich mir heut' am Frühstück für die Armen aufgespart", sagt sie. „Ich weiß auch, was Hungern ist." Darauf gibt sie ihm noch einen blanken Zwanziger mit den Worten: „Er gehört nicht meiner Herrschaft. Ich hab' ihn grad auf der Straße gefunden."

Darauf springt sie fort.

Dem Alten wurde es weich um's Herz. Das ist einmal die Rechte, denkt er, und beobachtet sie, folgt ihr von Weitem und sieht sie endlich in ein stattliches Haus gehen. Er fragt und hört, es sei die Magd eines Kaufmannes, der in dem Hause zu ebener Erde seinen Laden habe.

Nun weiß er genug und geht heim, kleidet sich wieder ordentlich an und macht sich auf den Weg zu dem Kaufmann. Als er hineintritt, spricht er den Wunsch aus, mit dem Kaufmann und seiner Frau ein Wort allein zu sprechen. Die willigen gerne ein, da sie den alten Herrn wohl kennen.

Als sie nun unter sechs Augen beisammen sitzen, sagte er, sein Kommen gelte ihrem Dienstmädchen; er wünsche zu wissen, woher sie sei, wie sie heiße und wie sie sich betrage.

Obwohl das die Kaufmannsleute wundert, daß ein so reicher Herr sich um ihr Betheli bekümmert, so erzählen sie ihm doch eben Alles, was sie von ihr wissen, und das ist die ganze Geschichte, denn das gute Mädchen hatte kein Geheimniß und hatte ihrer Frau Alles erzählt, was wir schon wissen. Die Frau sagt ferner, daß sie sich wöchentlich ihren Lohn auszahlen lasse und den ihren armen Eltern gebe, obgleich daran der schönste Wunsch ihres Herzens hänge; ferner versicherten Beide, es könne kaum eine fleißigere, treuere Magd geben, als Betheli.

Als das der alte Herr gehört, erzählt er auch seine Geschichte vom Gemüsemarkt, und daß er etwas für das gute Mädchen thun wolle. Beide Eheleute mußten ihm unverbrüchliches Schweigen geloben, und er scheidet.

Mittags läßt er anspannen und fährt auf das Dorf, da er den Herrn v. N. gar wohl kennt, und erkundigt sich auch da und beim Pfarrer, und da Alles buchstäblich wahr und richtig ist, fährt er wieder heim.

Nun standen, wie er vom Gemeindeammann gehört hatte, die 2000 Franken Schulden der Mutter Gottfried's bei einer Bank in Bern.

Dort geht er hin, bezahlt sie blank mit Zinsen aus, läßt sich die Schuldurkunde und die Quittung geben und geht zurück in das Kaufmannshaus.

„Ich bitte nochmals um ein Stündlein", sagt er zum Kaufmann und seiner Frau, und die gewähren's recht gerne. „Lassen Sie mir doch einmal das Mädchen hereinkommen", sagt er zu der Frau, und die ruft: „Betheli!" Bald geht die Thüre auf, und Betheli kommt und sieht den Herrn mit verwundersamen Augen an, grüßt aber höflich.

Der alte Herr lächelt ein wenig und fragt: „Kennst du mich noch, Mädchen? Sieh mich einmal an!"

Sie erröthet, schaut ihm aber freimüthig in's Gesicht; dann sagt sie: „Ich kenne den Herrn nicht, aber —

„Nun, was weiter? Darfst's schon sagen" — fährt er fort.

„Vor etlichen Tagen," sagt sie stotternd und verlegen, „da stand am Märit ein armer Mann, der hat dem Herrn auf's Haar geglichen."

„Richtig," sagt er, „ich kenne den Tagedieb!"

„Nein, nein," meint da das Mädchen bestürzt, „ein Tagedieb war's keiner!"

„Was hast ihm gegeben?" fragt er weiter.

„Ach," sagt sie, „ich bin satt gewesen und hab' noch ein Stück Brod übrig gehabt, das hab' ich für Einen, der's recht nöthig hat, in den Sack gesteckt. Meine Herrschaft zürnt mir nicht darob, das weiß ich. Und wie ich so die Gasse hinuntergehe, glänzt etwas am Boden, ich bücke mich und finde einen neuen Zwanziger. Da denk' ich, den muß jetzt ein Armer haben."

„Aber, Meitschi," sagt der Herr, „hättest du den Zwanziger nicht selber brauchen können?"

„Ach wohl," sagt sie, „aber den hatte mir just der Herrgott beschеert, und Arme gibt's ja jetzt genug. Was ich habe und verdiene, kriegen meine Eltern und Geschwister, da hab' ich auch einmal etwas einem andern Armen geben wollen."

Der alte Mann fuhr mit der Hand über's Gesicht und hustete einigemal, um seine Bewegung zu verbergen.

„Weißt du aber auch, daß der Kerl, dem du Brod und Geld gegeben hast, gar nicht arm ist?" fragte er.

„Das wäre nicht recht von ihm," sagte sie, „aber mir macht's nichts, ich hab's weiß Gott gut gemeint."

„Denk' dir nur," fuhr er fort, „der Zwanziger ist ein verzauberter Zwanziger gewesen und hat sich ungeheuer vermehrt. Jeder Rappen ist zu hundert Franken geworden!"

„Der Herr spaßt", meinte da Betheli.

„Nein, nein, ich spaße nicht", rief der Herr. „Sieh', hier geb' ich dir die Quittung und den Schuldschein über Gottfried's Häuschen und Gütchen, das ist jetzt schuldenfrei."

Sie sah ihn mit einem Blick tiefsten Erstaunens an. „Kennt der Herr den Gottfried?" fragte sie.

„Ob ich ihn kenne?" sagte dieser. „Da, dein Herr liest dir das Alles vor." Der Kaufmann that es.

Ihr Auge leuchtete. „O Himmel, wie glücklich wird er sein! Aber wo hat er nur das viele Geld her?"

„Ich sage dir ja, der Mensch, dem du den Zwanziger gegeben hast, ist ein reicher Mann, der einmal probiren wollte, ob es auch noch barmherzige Menschen gebe. Da hat er denn jeden Rappen deiner Gabe zu 100 Franken gemacht und davon die Schuld deines Bräutigams bezahlt, und hier ist ein Uebriges für deine Aussteuer!" Und damit zählte er 1000 Franken auf den Tisch.

Es hat recht viel Mühe gekostet, das gute Betheli zu überzeugen, daß es so sei, aber dann ist auch ihr Dank, ihre Freude, ihr Glück ohne Maß gewesen.

Noch am nämlichen Tag nahm sie Urlaub nach Hause, und was sie jetzt dort für glückliche Menschen machte, das mag sich der geneigte Leser selber ausmalen — der Hinkende braucht's nicht. Und all' dies Glück — um einen Zwanziger!

in die Kirche und hören, was der Pfarrer weiß."

Wirklich ging er, saß aber nicht vornen an, sondern in den hintersten Winkel, den er finden konnte.

Der Pfarrer predigte über den Text: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch Ruhe geben."

Er redete in seiner Predigt über vielerlei Arten von Mühseligkeit und Beladenheit, und man merkte wohl, daß auch er sein redlich Theil dran hatte — welcher rechte Pfarrer hätte das nicht, zumal in der heutigen Zeit, wo das Wort Gottes, als dessen Verkündiger er dasteht, von Vielen so gering geachtet ist — ja, ja, auch dem Melchersmelch ging ein Verständniß darüber auf, daß es dem Pfarrer nicht gleich ist, ob der Same, den er ausstreut, aufgehe und Frucht bringe oder nicht, daß auch er, wenn Alles todt bleibt, bekümmert ausruft: „Habe ich umsonst gearbeitet und meine Kraft vergeblich verbraucht?"

Aber nicht nur von sich redete er und von der Beladenheit eines Pfarrerherzens, sondern von den Lasten jeden Standes, auch des Bauernstandes, die ihm besser bekannt waren und ihm oft mehr zu Herzen gegangen waren, als der Melchersmelch je geglaubt hätte. Und dann redete er von dem Heilande, der, selbst wohl erfahren in allen Nöthen des Lebens, getrost zu sich einladen kann, weil er einen Weg weiß, der Einen zu aller Noth hinausführt: den Weg des demüthigen Stillewerdens vor Gott, wo dann Gott sein Wort: „So ihr stille bliebet, würde euch geholfen werden", herrlich an uns wahr macht.

Der Herr Pfarrer hatte in der Predigt das Wort: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch Ruhe geben", mehrmals wiederholt. Und dies Wort war es, das einen ganz besondern Eindruck auf den Melchersmelch machte. Schon als der Herr Pfarrer es zuerst verlesen hatte, war es ihm gewesen, es sei eine Stimme vom Himmel an ihn, und es hatte ihn bei jeder Wiederholung auf's Neue erfaßt. Er konnte das Wort auch zu Hause nicht mehr los werden; es muß wirklich eine Einladung von oben an ihn gewesen sein, wie sie von Zeit zu Zeit an die Herzen der Menschen kommen und sich an denselben kräftig erweisen.

Dies Wort wurde der Faden, der den Melchersmelch immer wieder zur Kirche zog; und wenn es auch zuerst wirklich hieß, er gehe nur wegen des Pfarrers Meitli, und selbst Dita ihn in diesem unwürdigen Verdachte hatte, so wurde man doch nach und nach anderer Meinung, auch die Dita. Und es war theils aus Neugierde, theils aus wirklichem Interesse, daß sie, als sie ihn wieder einmal allein traf, ein Gespräch mit ihm anknüpfte, das ihr Aufklärung darüber verschaffen sollte, warum es so anders mit ihm geworden. Der Melchersmelch berichtete ihr Alles treuherzig und offen, und seine Erzählung verfehlte nicht, großen Eindruck auf Dita's Herz zu machen.

„Hinter dem Melchersmelch steckt doch mehr, als wir gedacht haben", sagte sie beim Abendkaffee zu ihrer Herrin, indem sie ihr das Gehörte mittheilte. „Wer hätte gedacht, daß der so tiefer Eindrücke fähig wäre?"

„Es steckt noch hinter manchem Menschen mehr, als man meint und als er selbst weiß", sagte diese. „Es handelt sich nur darum, ob der edle Gehalt, der in einem Jeden von uns ruht, hervorgeholt wird, und wär's auch mit dem Hammer des Unglücks, oder vergraben bleibt. Der Melchersmelch ist mir übrigens ganz lieb geworden durch diesen Bericht."

„Mir auch," sagte Dita, „lieber als ich gedacht hätte, daß er mir werden könnte."

Die Frau Pfarrerin warf ihr einen verständnißvollen Blick zu und fing an, sich Zukunftsgedanken zu machen.

Und wirklich durfte sie ihre Dita nicht mehr allzu lange behalten; aber sie gönnte dem Melchersmelch von Herzen, daß er eine so wackere Frau, und seinen Kindern, daß sie eine so gute Stiefmutter bekamen.

Dita kam aber noch oft an einem Sonntagabend in's Pfarrhaus und nahm auch, auf sein ganz besonderes Bitten, das herzige Röseli etwa mit, das seine liebe Frau Pfarrer gar zu gern besuchte und bald genug den Weg allein zu ihr fand.

Erklärung.

Professor: „Was war das für ein Gepolter bei Ihnen?"

Schüler: „Mein Löschblatt ist mir hinuntergefallen!"

Mythologiſches.

Mutter: „Aber, Junge, wie ſiehſt Du denn aus? Du biſt ja vor Staub nicht wieder zu erkennen, Du warſt wohl gar im Kehrichtkaſten?“

Knabe: „Mama, wir haben Mythologie geſpielt, und da war ich der Phönix, der aus der Aſche ſtieg.“

Oekonomiſch.

Schneider: „Den Rock wollen Sie noch wenden laſſen? Der iſt ja auf der andern Seite noch ſchlechter als auf dieſer!“

Herr: „Deſto beſſer, wir können ihn dann ja ſpäter nochmals wenden!“

Immer zerſtreut.

Dem Herrn Profeſſor iſt ein Knabe geboren worden. Hocherfreut kommt die Magd in ſein Arbeitszimmer geſtürzt: „Herr Profeſſor, ein Junge iſt angekommen!“

Profeſſor: „Was will er denn?“

Selbſtverrath.

Pfarrer: „Wohl weiß ich Ihren Schmerz zu würdigen, Freihofbauer, Ihr braves Weib war Ihr Stecken und Ihr Stab!“

Bauer: „Hochwürden wiſſen alſo auch, was ich hab' ausſtehen müſſen!“

Arger Schwindel.

Prinzipal: „Warum machen Sie denn keine Tüpfel auf die i?“

Commis: „Ja, ſehen Sie, ich leide ſo ſehr an Schwindel! Wenn ich denn ſo ein Tüpfel frei in der Luft ſchweben ſeh', wird mir's gruſelig!“

Kindlich.

Vater: „Ich beurtheile den Menſchen ſtets nach dem erſten Eindruck, und ich habe mich noch nie getäuſcht!“

Ludwig: „Papa, was für einen Eindruck haſt du denn von mir gehabt, als Du mich zum erſten Male ſaheſt?“

Poeſie und Proſa.

Kleines Mädchen (am Fenſter ſingend): „Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flügel hätt' . . . . !“

Bruder (Gymnaſianer): „Dann wärſt Du eine — Gans!“

Kürzeſter Witz.

A.: „Wie ſteht's?“

B.: „Wie ſtets!“

Ordnung muß ſein.

Richter (zu einem Ehepaar, das arretirt worden, weil es ſich auf der Straße geprügelt hatte): „Schämt Ihr Euch nicht, auf öffentlicher Straße mit einander zu raufen?! Ordentliche Leute thun ſo etwas zu Hauſe!“

Gedankenſplitter.

Wir kennen das Glück meiſt nur in der Vergangenheit oder Zukunft, höchſt ſelten in der Gegenwart.

Unſerer Zukunft ſteht manchmal nichts im Wege, als unſere Vergangenheit.

Mancher Gegenſtand iſt uns ſehr theuer, weil wir ihn ſehr billig gekauft haben.

Die öffentliche Meinung iſt ein Vexirſpiegel, welcher die Dinge bald zu groß, bald zu klein zeigt, aber immer verzerrt.

Nichts haßt der wahre Dilettant mehr als den Kritiker, nichts haßt der wahre Kritiker mehr als den Dilettanten.

Findig.

Commis: „Herr Prinzipal, ich kann hier die Unterſchrift nicht leſen, vielleicht können Sie es!“

Prinzipal: „Ach was, ſchreiben Sie dem Manne, wir könnten ſeinen Namen nicht leſen!“

Empfehlungsgrund.

Herr: „Sie können mir die Wohnung alſo wirklich empfehlen?“

Hauswirth: „Freilich! Darin hat Jemand vor einem Jahr das große Loos gewonnen!“

In der Kunſtausſtellung.

Maler: „Was ſagen Sie zu meinem Portrait von Moltke?“

Kenner: „Großartig — ich habe nichts Aehnliches gefunden!“

Fatal.

A.: „Freundchen, wie ſehen Sie denn aus? Sie ſind ja ganz erbärmlich geſchunden! Was haben Sie denn für einen Eſel von Barbier?“

B.: „Ich raſire mich immer ſelbſt!“

Zweifel.

„Keine Idee, daß das Rauchen ſchad't! Mein Großvater raucht und iſt ſchon 70 Jahre alt."

„Kann man's denn wiſſen, ob er nicht ſchon älter wär', wenn er nicht rauchen thät'?"

Eſel für Eſel.

In einem Badeorte beſtellte ein Kurgaſt bei einem Reitthiervermiether zwei Eſel. Als der jugendliche Führer mit den Thieren erſchien, leiſtete ſich der Gaſt den Scherz, die Ankömmlinge mit den Worten zu begrüßen: „Nun, da kommt ihr ja alle Drei!" Der Führer machte ein böſes Geſicht, beruhigte ſich jedoch und ſagte kein Wort. Abends, als die Ausflügler zurückkehrten, fragte der Kurgaſt den Burſchen, was er zu bezahlen habe. „Neun Mark", lautete die Antwort. „Iſt das nicht zu viel?" meinte der Herr. „Ihr Herr ſagte mir doch, daß jeder Eſel nur drei Mark koſtet. „Ganz recht," ſagte der Führer, „und drei mal drei macht neun, denn wenn ich ein Eſel war, wie ich kam, ſo will ich auch ein Eſel ſein, wenn ich gehe!" Und der Kurgaſt bezahlte.

Gemüthlich.

Ein Gefangener befindet ſich im Zimmer des Gefängnißinſpektors, um zum Verhör geführt zu werden. Inſpektor (zum Wärter): „Holen Sie mir eine Flaſche Bier und 1/4 Pfund Leberwurſt!"

Wärter: „Von wem ſoll ich die Leberwurſt holen?"

Gefangener (einfallend): „Holen Sie ſie von Krauſens, die haben die beſten, da hab' ick meine Leberwürſt immer geſtohlen!"

General Ochſenbein.

Ein wechſelvolles Leben hatte der am 3. November 1890 in ſeiner Vaterſtadt Nidau verſtorbene General Ochſenbein hinter ſich. Kaum wußte man außerhalb ſeiner nächſten Umgebung, daß der Mann noch am Leben war, deſſen Name einſt weit und breit genannt wurde, ſo vollſtändig hatte er ſich ſeit Jahren vom öffentlichen Leben zurückgezogen. Für die jetzige Generation aber gehörte der 1811 in Nidau geborne Ochſenbein, welcher nach Abſolvirung des Rechtsſtudiums kurze Zeit die Stelle eines Redaktors bekleidete, vollends einer ſchon fernen Vergangenheit an. Und doch liegen am Ende, geſchichtlich geſprochen, die bewegten vierziger Jahre, in denen Bern ſeine Staatsumwälzung durchmachte, wo der rührige Seeländer durch ſeine politiſche Thätigkeit die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte, nicht ſo weit hinter uns. Sie haben aber dem nachmaligen General den Weg zu den höchſten Staats- und Ehrenſtellen gebahnt, finden wir ihn doch in raſcher Aufeinanderfolge als berniſchen Regierungsrath, Tagſatzungspräſident und Bundesrath.

Seine Hauptthätigkeit haben wir auf dem militäriſchen Gebiete zu ſuchen. Als Offizier der Artillerie und des Generalſtabs debütirte er zwar nicht eben glücklich, indem er die Leitung des verunglückten Freiſchaarenzuges von 1845 übernahm, was ſeine Ausſchließung aus dem Generalſtab zur Folge hatte. Von beſſerem Erfolg für ihn begleitet war ſeine Betheiligung am Sonderbundsfeldzug, aus dem er als Oberſt hervorging. Als er dann aber ſpäter in der Erbitterung über ſeine 1854 erfolgte Nicht-Wiederwahl in den Bundesrath das Kommando der zweiten Fremdenlegion in Frankreich übernahm, das ihm den Generalsrang eintrug, wurde ihm das mit Recht ſehr verdacht. Durch den Pariſervertrag, welcher die Fremdenlegion aufhob, ſtellenlos geworden, kehrte er vorübergehend wieder in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er ſich hauptſächlich der Landwirthſchaft widmete. Seines Bleibens aber war dort nicht lange, er verließ Nidau abermals, um ſich in den Strudel des politiſchen Lebens zu ſtürzen. Dabei zeigte es ſich, daß er unterdeſſen eine vollſtändige Wandlung durchgemacht und in das Lager der berniſchen Volkspartei übergegangen war, wo er mit ſchneidigen Waffen konſervative und föderaliſtiſche Intereſſen verfocht. Doch mußte er auch auf dieſer Seite nicht die erhoffte Befriedigung gefunden haben; denn bald ſchon zog er ſich für immer in's Privatleben zurück, um fortan nur der Landwirthſchaft und der Jagd zu leben. Jetzt hat ihn im 79. Lebensjahre der Tod allen weiteren Wandlungen ſeines Geſchickes und allen Altersbeſchwerden enthoben. Möge auch er jetzt erfahren, daß ſie „ſo ſanft ruhen, alle die Seligen".

Was der Sohn über den Vater denkt.

Mit 10 Jahren denkt der Junge, daß sein Vater doch recht viel wisse; mit 15 Jahren, daß er selbst ebenso viel wisse, wie sein Vater; mit 20 Jahren meint der junge Mann, er wisse noch einmal so viel; mit 30, daß er seinen Vater vielleicht doch um Rath fragen könne; mit 40, daß sein Vater vielleicht doch etwas mehr wisse; mit 50 beginnt der Sohn, den Rath des Vaters zu suchen; und mit 60, wenn der Vater nämlich gestorben ist, meint er, der Dahingeschiedene sei doch der klügste Mensch gewesen, der jemals gelebt habe.

Acht schwäbisch.

Im Jahre 1844 wurde der bekannte Aesthetiker Fried. Theod. Vischer wegen freimüthiger Aeußerungen auf zwei Jahre seiner Professur an der Tübinger Hochschule enthoben, zu gleicher Zeit aber wurde ihm sein erster und einziger Sohn geboren. Beides zeigte er seinen Zuhörern im Kolleg mit den Worten an: „Meine Herren, ich habe heute eine unwillkommene Muße und eine willkommene Unmuße, einen großen Wischer und einen kleinen Vischer erhalten."

Druckfehlerteufel.

Die gestrige Zusammenkunft der streikenden Bäckergesellen war der Semmelplatz wilder Leidenschaften. — Gestern Abend durchzog eine betrunkene Ratte lärmend und singend unsere Stadt, und nur mit Mühe gelang es den vereinten Kräften unserer Schutzleute, dieselbe zur Ruhe zu bringen. — Es ist ein Trost im Unglück, einen genossen zu haben. — Seine Excellenz hielt gestern eine Tafel von 36 Gecken ab. —

Hausmittel.

Eine öfters an heftigem Kopfschmerz leidende Dame bat den originellen Arzt Heim (1747 bis 1834) in merklicher Beklemmung und mit vielen Umschweifen um Entschuldigung, wenn sie sich eines Mittels bediene, welches ihr als unfehlbar gerühmt worden sei. Sie sollte nämlich, wenn ihr Uebel eintrete, den Kopf mit Sauerkraut bedecken. „Sehr gut," antwortete Heim, „aber vergessen Sie nicht, auch eine Bratwurst oben darauf zu legen!"

Nicht abzuschrecken.

„Also wieder ein Weinreisender! Drei Ihrer Kollegen habe ich heute bereits die Treppe hinuntergeworfen!"

„Sehr erfreut! Also hatten Sie die Güte, mir Ihre werthen Aufträge zu reserviren!"

Wurst wider Wurst.

Herr: „Meine Dame, erlauben Sie, daß ich Sie nach Hause bringe?"

Dame: „Danke, Sie sind mir zu jung!"

Herr: „Pardon, meine Gnädige, ich wußte nicht, daß Sie so alt sind!"

Ein wahres Wort.

Sie: „Nicht wahr, Karl, die Ehen werden im Himmel geschlossen?"

Er: „Gewiß, mein Kind, darum fallen auch nach der Hochzeit so viele Eheleute aus den Wolken?"

Ein diskreter Wirth.

Gast: „Hören Sie mal, Herr Wirth! Das Fleisch ist ja nicht zu genießen; es riecht ja ganz entsetzlich!"

Wirth: „Es ist mir auch so vorgekommen, aber ich habe nichts sagen wollen, um Ihnen den Appetit nicht zu verderben."

Sonderbarer Erfolg.

„Haben Sie den Herrn von Strotzerl nach seiner Maienbader Kur schon gesehen?"

„Freilich, freilich! Aber Frau Nachbarin, den hätt' ich bald nicht mehr erkannt — der sieht ja ganz entleibt aus!"

Auch richtig.

„Was hat Dir Dein Prinzipal zu Neujahr geschenkt?"

„Etwas, das mindestens seine 500,000 Frkn. repräsentirt!"

„Du scherzest!"

„Durchaus nicht; seine Photographie nämlich!"

Etwas für Eltern.

Oft haben Eltern keine Ahnung von unsichtbaren Verletzungen, die ihre Kinder auf unsichtbaren Wegen empfangen.

---

in einer Kutsche, noch auf einem Bernerwägeli.“ „Nein,“ entgegnete mein Nachbar, „aber auf dem Besenstiel, denn es ist eine Hexe.“ Ei, du lieber Gott! in unsern Tagen gibt's also noch Hexen, und das muß ja wahr sein, weil mir's ein Vorgesetzter versichert hat. Ich glaubte immer, seit 150 Jahren sei dies Geschlecht ausgestorben, oder vielmehr, die Leute seien gescheider geworden und glauben nicht mehr an solche Dummheiten, die wahre Lieblosigkeiten und Versündigung gegen den Nächsten sind. Ich kenne nur eine Art Hexen, nämlich die Hexleni, die's Einem mit ihren Augen anthun. So hat mich eine vor mehr als 20 Jahren mit ihren schwarzen Augen ganz verhexet, so daß ich noch heut zu Tag des Zeugs nicht los bin. Andere Hexen kenne ich keine. Ich habe wohl in manchem Dorf erzählen hören, wie Diese Milch und Butter genug habe, wie Jene die Würst und Speckseiten der Nachbarsleute zehnten könne, wie man sich hüten müsse, der und der kein Stücklein Brod zu geben, wie eine Gewisse Einem das Rind oder gar das Vieh, euer Ehren vorbhalten, krank gemacht habe. Da bedaure ich von ganzem Herzen die armen, verleumdeten und als Hexen verschrieenen Frauen und meine, diese seien viel weniger mit dem Vitzliputzli, Gott bhüet is dervor, im Bund, als die, welche sie so hartherzig und lieblos verschreien und verpfuien.

Soll ich euch noch erzählen, was ich von den Kapuzinern in Schüpfen weiß, und von dem Stuhlbeindoktor unten am Niesen, oder vom feurigen Mannli auf dem Thurnenmoos, oder vom Ährischneider zu X, oder von Gespenstern und Ungeheuern? Nein, liebe Leser, ich will eure Geduld nicht ermüden; wenn Gott will, ein ander Mal mehr von diesem Kapitel, das so lang ist wie das lange Lied von dem versoffenen Pfannenschmied, das mit dem bekannten Reimlein endet: „Und wer das Lied wohl singen kann, der fang's nun wieder von vornen an.“ Nur noch das: Gespenster gibt's, das weiß ich. Ein wahres Gespenst ist ein böses Weib mit ungewaschenem Gesicht, ungekämmten Haaren, schlampigen Kleidern, das den ganzen Tag keift und kläfft, und zuletzt noch die Nägel braucht, um dem Beweis den gehörigen Nachdruck zu geben. Und Unghürer gibt's auch; denn ein wahres Unghür ist der Hausvater, der im Wirthshaus sitzt und sich gütlich thut, während Weib und Kinder bei Hause hungern, frieren und jammern, und der endlich, wenn er heimgeht, ihnen etwas mitbringt, nämlich einen tüchtigen Rausch, mit Fluchen, Zanken und obendrein noch grimmigen Schlägen. Ach! solche Unghürer gibt's noch viele!

Telegramm vom Schwiegersohn.

Heute Morgen 7 Mädchen geboren. Später mehr. Max.

Städtisch-unsittlich.

Bauer (vor einem Möbelmagazin in der Stadt zu seiner Frau): „Gelt, Alte, wie verdorben sind d'Leut in der Stadt, daß sie d'Schlafstube grad da hinstellen, wo jeder 'reingucken kann.“

Famoser Druckfehler.

„Und erstaunlich war es, wie schnell Emil seiner Frau die Zügel des ganzen Hauswesens überließ. Sie wußte ihm aber zu imponiren mit ihrem gediegenen, festen Besen . . . !“

Hohes Alter.

In Lac Qui Park (Minnesota, Vereinigte Staaten von Nordamerika) lebt ein Ehepaar Salisbury, welches bereits seit 80 Jahren verheirathet ist. Die Trauung fand im Jahre 1811 statt. Der Mann vollendete am 14. Dezember 1890 sein 103. Lebensjahr und seine Frau ist 7 Jahre älter.

Die Schwiegermutter.

A.: „Sieh, Freundchen, das wär' eine Partie für Dich — eine wahre Perle von einem Mädchen!“

B.: „Nichts für mich, alter Junge; mir graut vor der Perlmutter!“

Der schlaue Kandidat.

Professor der Chemie: „Welches Verfahren würden Sie, Herr Kandidat, einschlagen, um beim Hühnerei einen etwaigen Eisengehalt herauszufinden?“

Kandidat: „Ich würde — ich würde mir einen Magnet verschaffen und mit solchem dem Huhn von hinten beizukommen suchen!“